

Horch, die alten Eichen rauschen!

Autor(en): **J.L. / Bö [Böckli, Carl] / Sempacher, Sepp**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **86 (1960)**

Heft 30

PDF erstellt am: **21.07.2024**

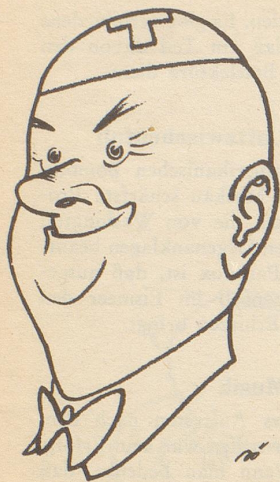
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-499648>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Horch, die alten Eichen rauschen!

Zum Träumen habe ich (leider) keine Zeit. Tagsüber muß ich entweder an der Schreibmaschine sitzen oder die Kaffeemühle drehen. Beides ist manchmal mühselig, und über das, was dabei herauskommt, wollen wir uns hier nicht unterhalten. Aber Sie begreifen: das konnte ich mir nicht träumen, daß mein Notschrei «Was soll ich nur der Luzernerin in Afrika antworten?» eine ganze Feuerwehr auf den Platz rufen werde. Im Nebelspalter Nr. 25 habe ich unter dem Titel «Es rauscht in den Schachtelhalmen» um Hilfe gerufen, heute verfüge ich über 21 zum Teil sehr eng beschriebene Briefseiten Antworttexte, die ich unserer Landsmännin im Schwarzen Erdteil zustellen müßte. Man rechne das Porto aus!

Aber nett ist es halt doch, mit wieviel Anteilnahme die Nebi-Leser selbst ein so heikles und vielseitiges Problem wie jenes der *Rassenunterschiede*, der Apartheid, der «Farbenlehre» von Weiß-, Schwarz-, Gelb- und Rothäuten überdenken. Ich danke herzlich für die ausgiebigen Antworten. Weil aber der Nebelspalter schwarz auf weiß und in bunten Farben noch vieles zu publizieren hat, mögen jene, die mir schrieben, es begreifen und entschuldigen, daß wir die alten Eichen nicht länger rauschen lassen dürfen als die Schachtelhalme. Also: aus jeder schriftlichen Meinungsäußerung nur einen Ausschnitt.

Wo besteht kein Unterschied?

«Sagen Sie der Luzernerin», so empfiehlt mir in klassischer Schönheit und Weisheit ein Architekt, «daß zwischen Teufel und Beelzebub

natürlich kein Unterschied besteht und daß der Nebelspalter und seine verständigen Leser seit jeher auch gegen die Dummheit im eigenen Lande ankämpfen.»

Frei und auf ewig frei

sei unser Feldgeschrei! Das sang ich laut vor mich her, nachdem ich den aufschlußreichen Brief einer Schweizerin gelesen hatte, die seit Jahren mit ihrem Mann in afrikanischen Landen wohnt und dort ihre Erfahrungen sammelt. Denn als ich an den Schluß des siebenseitigen Briefes kam und mir die «tollen» Stellen bereits notiert hatte, die ich den Nebi-Lesern unter die Nase halten wollte, stieß ich auf das bittere Ende: «Falls es Ihnen, lieber Herr Sempacher, in den Sinn kommen sollte, Auszüge aus diesem Brief im «Nebi» abzdrukken, bitte tun Sie das nicht, oder wenigstens kein Wort von dem, was ich über A geschrieben habe. Der Nebi wird auch dort gelesen, und ich möchte nicht riskieren, daß man mich innert 24 Stunden aus A hinausschmeißt. Warum könnte mir das blühen? Weil man über A kein einziges böses oder häßliches Wort schreiben oder sagen darf, auch wenn oder gerade wenn es die Wahrheit ist.»

Da wurde mir schwarz vor den Augen, und ich muß als hie und da schimpfender Schweizer gestehen, daß ich im Lande A nicht leben könnte. Weil es aber uns Weißhäuter und Schweizer angeht und die Klassenunterschiede, die bei uns gang und gäbe sein sollen, darf ich wohl folgende Stelle aus dem zensurfährdeten Brief ruhig zitieren: «Ich rechne es meinen Eltern sehr hoch an: Mein Mann ist Sohn eines Straßenwischers, doch nie wurde auch nur ein einziges Wort über diese Tatsache gesprochen.»

Das Heiratsangebot

P. K. im Züribiet, der findet, die Afrikaschweizerin übertreibe zwar manchmal ein bißchen, «doch stimmt es sicher, wenn sie findet, es werde bei uns zu sehr auf die soziale Stellung und zu wenig auf den Menschen gesehen», legt ein höchst beachtenswertes «Glaubensbekenntnis» ab, indem er schreibt:

Ich glaube, man kann sehr gut gegen die Rassendiskriminierung sein und trotzdem keinen Neger zum Ehepartner haben wollen. Das klingt im ersten Moment inkonsequent, ist es aber durchaus nicht. Eine Analogie, die uns vielleicht etwas näher liegt als das Rassenproblem, soll verdeutlichen, was ich meine: Ich bin 27 Jahre alt und suche eine Frau. Deine vier heiratsfähigen Töchter interessieren mich also lebhaft. Und trotzdem ist es sehr unwahrscheinlich, daß eine davon meine Frau wird. Denn wenn sie Sem-

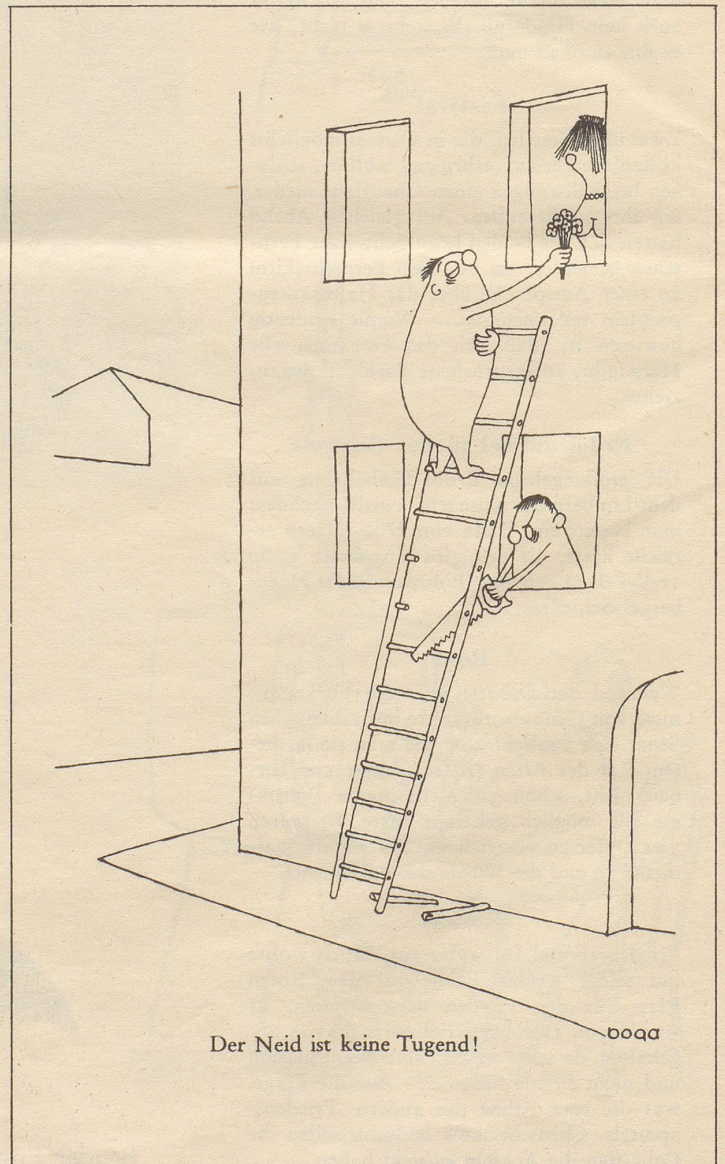
pacher heißen und ihre Vorfahren bei Sempach gekämpft haben, sind Deine Töchter vermutlich katholisch. Ich aber bin reformiert und möchte eine reformierte Frau haben. Nicht weil ich die Katholiken verachte oder als zweit-rangige Menschen ansehe, sondern ganz einfach, weil ich meine Art von Glau-ben liebe und auch meine Kinder darin erziehen möchte. – Du siehst also, trotzdem ich offensichtlich keine Konfessionsdiskriminierung treibe, so möchte ich doch als Protestant keine Katholikin zur Frau.

Wer hilft den Nebel spalten?

Nicht weniger angetan hat es mir ein Brief aus Nidwalden, der vorerst an die Not- und Kriegszeiten erinnert, in denen die Nächstenliebe über die Standes- und Klassenunterschiede siegte, um uns dann daran zu erinnern:

Es gibt nun einmal «hohe» und «niedrigere» Stände, Lebensbereiche, in denen wir uns heimisch fühlen und sicher und selbstverständlich bewegen, außerhalb derer wir aber mehr oder minder

gehemmt sind, weil dort vieles anders ist und zählt. Aber jeder Stand braucht den andern, wenn das Ganze bestehen soll. Deshalb hat jeder seine Würde und sein Standesbewußtsein. Ungesund wird die Sache erst, wenn dieses «sich der Ehre und Würde seines Standes bewußt sein» in Dünkel auswächst. Dann ist das Gute und Gesunde entartet und bitter geworden wie in die Höhe «geschossener» Salat. Dann gibt es keine Stände mehr, sondern nur noch Klassen, mit all den häßlichen Begleiterscheinungen wie Vorurteilen, Neid, Verachtung, Haß und den vielen unheilvollen Dummheiten, die wir aus der Geschichte der Revolutionen kennen. Aber gesunder Sinn für die Wirklichkeit, Takt, Verständnis, Bescheidenheit, – eben einfach «Liebe» helfen diese menschenunwürdigen Nebel spalten. Doch selbst bei dadurch geschaffener klarer Sicht, ist es oft schwer genug, den rechten Ton zu treffen. Wie leicht können wir verletzen und wie schnell fühlen wir uns verletzt! Also nicht: Auf die Barrikaden gegen Klassenkampf und Apartheid, sondern: Geh in dich, Menschlein! – Meinst Du nicht auch, allerwertester Nebelspalter? J. L.



Zwischen Theorie und Praxis

liegen immer wieder und zeitlebens jene Unterschiede und Schwierigkeiten, die uns zu schaffen machen. Auf Grund von Erfahrungen in der hin und wieder zwar nicht gerade schwarzen, aber doch grauen Wirklichkeit kommt Marianne G. zum Schluß: «Die Luzernerin in Südafrika ist ziemlich schief gewickelt, wenn sie sogenannte soziale Unterschiede und die allgemeinen Menschenrechte in einen Topf wirft. Auch sind wir in der Schweiz nicht so borniert, unsere Fehler samt und sonders als Tugenden anzusehen.» – Und die Zürcherin Marie G., die sich zum ersten Punkt des Sündenregisters der lieben Luzernerin in Südafrika anhand der klassischen Erfahrung mit einer Hausgehilfin äußert, nimmt zu dem Entschluß Zuflucht: «Wegen all dieser Probleme, die sich aus dem Familienanschluß der Hausgehilfin ergeben, habe ich beschlossen, beim nächsten Dienstbotenwechsel selber in der Küche zu essen, da meine Nerven einer solchen Beanspruchung nicht standhalten.»

Es menschelet allüberall

«Wo Menschen sind, da menschelets und wenn du dich selbst als Mensch erkennst, dann sei gewiß, daß dort, bei dir und deinem Mensch- und Menschlichkeit der Kampf beginnt», möchte eine Sanktgallerin, daß ich der Schweizerin in Südafrika und uns allen in der Schweiz zu bedenken gebe.

Lachende Wahrheiten

sind dem Nebelspalter am liebsten. Drum setze ich an den Schluß die Antwort einer Johanna aus Bern:

Wir haben zwar schon lange kein Dienstmädchen mehr in unserer Umgebung gesehen, aber einige Familien haben das Glück, eine Hausangestellte aufgenommen haben zu dürfen (!) und wir selbst dürfen sogar mit ihr am selben Tisch essen. – Meine Schneiderin ist die Frau eines Direktors, aber Fon-

Akrobat

Mit schwellenden Muskeln hebt er seine Partnerin in die Höhe, wirbelt sie siebenmal durch die Luft und läßt sie langsam wieder zu Boden gleiten. Und alles mit einem Lächeln, ganz mühe- und schwerelos handhabt er dieses immerhin beträchtliche Gewicht. Nach der Vorstellung fragten wir ihn, wo er sich diese unheimliche Hebekraft zugelegt habe. «Das Training begann bei mir schon als kleiner Junge», erzählte er lachend, «da mußte ich meiner Mutter immer helfen die Teppiche auf die Klopfstange zu heben.» Die feinen Orientteppiche von Vidal an der Bahnhofstraße in Zürich sollten aber nur ganz selten geklopft werden!

due ist sie nicht gern. – In unserer Stammbeiz jaßt ein alt Bundesrat freiwillig mit aller Gattig Leuten, und wenn die mir bekannten Stifte grad nichts Gescheiteres zu tun haben, kann man sie mit Männern jassen sehen, die es in jeder Beziehung mit einem Chef aufnehmen können. – Allerdings würde ich meinem Marili das Spielen mit Ruthli auch verbieten, wenn eines von beiden den Keuchhusten hätte. – Keiner, der seine Freunde aufrichtig liebt, wird ihnen zumuten, an einen geschlossenen Ball mitgehen zu müssen. – Es steht jedem frei, ins I.-Klaß-Buffer zu gehen oder auch nicht.

Damit wünsche ich allen, die sich, ob schwarz oder weiß, ihrer Haut erwehrt haben, jenen blauen Sommerferienhimmel, der so windstill ist, daß die Schachtelhalme wie die Eichen von selber ihr Rauschen einstellen.

Joss



«Wieso meinsch, dr Schaggisig z Ängland gsi?»

Kleines Nachwort

Obiges war geschrieben und gedruckt. Aber der Eichenwald rauschte weiter. So mächtig, daß er zu den 21 Blättern weitere 15 in Sempachers Schreibergarten (ja nicht zu verwechseln mit einem Schrebergärtlein!) wehte. Die erste der zusätzlichen Zuschriften urteilte: «Recht häsch, aber schwiga sötsch!»; die letzte meinte: «Es ist höchste Zeit, liebe Luzernerin in Südafrika, daß Du wieder einmal in die Schweiz zurückkehrst und Deine Gartenlauben-Ansichten über Deine Heimat revidierst.» Dazwischen liegen Aeufierungen aus dem Nebelspalter-Leserkreis, die, so wertvoll, träf und lehrreich sie sind, ich nur herzlich verdanken, für diesmal aber nicht mehr verwerten und

veröffentlichen kann. Es würde sonst nicht bloß unserer weißen Landsmännin im Schwarzen Afrika schwarz vor den Augen!

SEPP SEMPACHER



Resano-Traubensaft
gespritzt, stillt den Durst
und stärkt zugleich

Zu beziehen durch Mineralwasserdepots